

Sonntagsgruß

Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Gießen

Nr. 37 Gießen, 16. Sonntag n. Trinitatis, den 15. September 1918 7. Jahrg

Ein getreues Herz.

Psalm 62, 9. Hoffet auf ihn, lieben Leute, schüttet euer Herz vor ihm aus.

Glücklich ist der zu nennen, der schon hier auf Erden ein getreues Herz weiß, zu dem er fliehen kann mit allem Leid und aller Freud, die das Leben ihm bringt. Aber wollten wir uns auf menschliche Treue allein verlassen, dann wäre unser Leben doch schließlich haltlos, denn auch das getreueste Herz kann brechen und kalt werden gegen alles, was uns bewegt. Und wie oft werden Menschen, auf die wir bauten, vor denen wir unser Herz ausschütteten, uns enttäuschen. Das will uns dann bitter machen, uns das rechte Vertrauen zu allen Menschen nehmen. Wir meinen überhaupt auf keinen Menschen mehr rechnen zu können und ziehen uns zurück und wöhnen uns gar in der Einsamkeit glücklich und merken nicht, daß wir immer mehr in eine Eiswüste geraten, wo wir verbittert und kalt werden gegen unsere Mitmenschen. Fritz Reuter erzählt einmal von einer vornehmen, unglücklichen Dame, die in dunkler Nacht von ihrer getreuen Dienstmagd geführt wird und immer seufzt: Ein Herz, nur ein Herz! Sie erkennt nicht das treue Herz, das neben ihr schlägt, sie ist blind geworden gegen menschliche Treue.

Nein, alle Enttäuschungen, die Menschen uns bringen, sollen uns nicht innerlich erschauern lassen. Hat nicht unser Herr und Heiland die größten Enttäuschungen mit trostigen und verzagten Menschenherzen erlebt? Aber er wurde nie verbittert, weil er die Liebe war, die alles trägt und alles duldet.

Und wenn dich alle Menschen enttäuscht hätten und du wirklich kein Herz auf Erden wüßtest, an dem du ausruhen könntest, du brauchst doch nicht einsam und verbittert durchs Leben zu gehen. Ein Herz schlägt für dich — das Heilands Herz, es versteht dich und kennt dich und liebt dich, darum schütte du dein Herz vor ihm aus und hoffe auf ihn. Du wirst es erfahren: Jesus enttäuscht nicht, er kann trösten, wie einen seine Mutter tröstet.

Die Stadt Gießen in den Jahren 1861 bis 1869.

(Fortsetzung.)

1865.

Am 20. September wurde die Wahl der fünf unständigen Mitglieder des Kirchenvorstandes vorgenommen und folgende Herren gewählt: 1. Ferdinand Gail, Tabakfabrikant;

2. Karl Dornseiff, Hofgerichtsadvokat; 3. Karl Ludwig Kirsch, Kupferschmied; 4. Johann Philipp Möhl, Metzger; 5. Georg Reiber, Dekonom und früherer Bürgermeister. Früher waren Mitglieder des Kirchenvorstandes gewesen und zwar von 1846 an Hofgerichtsadvokat Banja, Kaufmann Ludwig Münch, Bäckermeister Christian Löber, Drechslermeister Georg Schaffstädt, Posthalter Friedrich Kempff, von 1855 an der schon genannte Christian Löber, Georg Reiber und Philipp Möhl, außerdem Metzgermeister Balthasar Vogt und Christian Busch, Wirt im Darmstädter Haus. Bei der Neuwahl im Jahre 1865 waren Christian Busch und Christian Löber nicht wiedergewählt worden. Das war für den letzteren schmerzlich, weil er 25 Jahre lang Kirchenvorsteher gewesen war. Er wurde deshalb zum Ehrenkirchenvorsteher ohne Stimme, aber mit Beibehaltung seines Platzes im Kirchenvorstandsstuhle bestimmt. Bemerkenswert ist hier, daß man früher allgemein in ganz Hessen die Kirchenbänke als Kirchenstühle bezeichnete.

Nach vielen und langen Verhandlungen wurde endlich im Nachsommer und Herbst dieses Jahres die Stadtkirche heizbar gemacht. Die Feuerungsapparate wurden unter die Sakristei gelegt, deren Boden dadurch um 5—6 Fuß erhöht werden mußte, so daß nun zwei Treppen an den beiden Türen nötig wurden. Die Tür aus der Kirche in die Sakristei wurde um einige Fuß nach rechts verlegt. Ueber diese Heizungsanlage bemerkte der Chronist: Die durch Steinkohlenfeuer hervorgebrachte heiße und mit verdamptem Wasser vermischte Luft strömt aus der Oeffnung neben der Sakristeitür, steigt nach oben, drückt die kalte Luft nach unten, welche durch die zweite Oeffnung im Fußboden vor dem Altar durch den damit zusammenhängenden Kanal abzieht. Während der Heizung entsteht daher ein gewisser Luftzug in der Kirche, den man am besten gewahrt, wenn man über die Oeffnung am Altare entweder die flache Hand hält oder ein brennendes Licht bringt. Die obere Fläche der Hand wird sehr kalt angeweht, und die Lichtflamme brennt nach unten. Der Luftzug wird beim Gottesdienst dadurch beseitigt, daß die Oeffnung für die ausströmende, warme Luft und der Kanal geschlossen werden. Die Heizung für einen Sonntag beginnt morgens um 4 Uhr und währt bis 8 oder 9 Uhr, sie erfordert gewöhnlich 6 Zentner Kohlen. Zwischen den Gottesdiensten werden die Kanäle wieder geöffnet. Die Feuerung hat sich bis jetzt sehr gut bewährt. Der einzige Uebelstand besteht darin,

daß die Wärme zu viel nach oben steigt und auf den obersten Bühnen fast unerträglich wird, wenn sie unten in den Frauenstühlen zureichen soll.

Die neue Gerichtsverfassung, wonach das bisherige Provinzialstrafgericht aufgehoben und an seiner Stelle drei Bezirksstrafgerichte in Oberhessen, darunter eins in Gießen, errichtet wurden, war mit dem 1. Oktober in das Leben getreten. Deshalb war vorher eine ziemlich umfangreiche Versetzung des Gerichtspersonals vorgenommen worden.

Von den im Jahre 1865 Verstorbenen verdient besonders hervorgehoben zu werden der am 30. August verstorbene und am 2. September beerdigte Senior des Gießener Geschäftsstandes Georg Philipp Gail, Bürger und Tabakfabrikant und Mitglied des Gemeinderates. Er war in Dillenburg am 7. Dezember 1785 geboren und hatte in Elberfeld das Kaufmannsgeschäft gelernt. Am 27. Januar 1812 war er als junger Mann in unsere Stadt gekommen mit großem Eifer und geringen Mitteln, und hatte einen Tabakhandel mit Tabakschnitt in einer engen Behausung in der Sonne angefangen, nachdem er in die damals noch bestehende Krämerzunft aufgenommen worden war. Am 8. Juli 1812 verheiratete er sich mit Susanne Johannette Marie Busch. Aus dieser Ehe gingen 10 Kinder, 5 Söhne und 5 Töchter, hervor. Von diesen lebten bei seinem Tode noch 3 Söhne und 4 Töchter, außerdem hatte er bei seinem Abscheiden 31 Enkel und 7 Urenkel. Nach dem Tode seiner ersten Frau, der am 14. September 1841 erfolgte, heiratete er genau ein Jahr später, am 14. September 1842, deren Schwester Marie Busch. Diese Ehe blieb ohne Kinder. Die zweite Ehegattin starb im Jahre 1862 gerade am Tage vorher, als die 50jährige Jubiläumsfeier des Geschäftes begangen werden sollte. Dieses Fest wurde nun erst 1863 in großem Stile gefeiert. Georg Philipp Gail hatte sein Geschäft zu großem Aufschwung gebracht, das Haus in der Neustadt erworben, mehrere Fabriken angelegt, darunter eine in Baltimore, die vielleicht die größte Zigarrenfabrik in Amerika ist. Er war der erste Bürgermeister in Gießen seit 1822, gehörte auch einmal dem Landtag an. Für Gießen war er ein Mann von großer Bedeutung, der Tausende von Menschen von hier und aus der Umgegend beschäftigte. Eine große Anzahl von jungen Kaufleuten hatte er herangebildet, dem ganzen Gießener Geschäftsstande hatte er kräftige Anregungen gegeben. (Mit Recht ist nach diesem Manne heute eine Straße benannt.)

1866.

Nach der Zählung vom 3. Dezember 1864 waren in Gießen 2255 Haushaltungen und 9412 Einwohner, darunter 3 Blinde, 9 Taubstumme, 3 Blödsinnige und Geisteschwache und 4 Irresinnige.

Bei den Schwurgerichtsverhandlungen, welche vom 8.—23. Januar stattfanden, wur-

den zwei besonders wichtige Fälle abgeurteilt, zunächst der Fall S., der im Obigen schon erwähnt ist, sodann der Prozeß gegen den Pfandhausdiener Philipp S. und seinen Sohn Louis, die der Veruntreuung angeklagt waren. Diese Veruntreuungen wurden dadurch entdeckt, daß im Oktober 1865 ein Einwohner aus Großen-Buseck wegen eines bedeutenden Uhrendiebstahles bei dem Uhrmacher Zimmann in Frankfurt a. M. von der Polizei verfolgt und aufgegriffen wurde. Weil nicht alle Sachen bei ihm gefunden wurden, so wurde wegen der noch fehlenden bei dem hiesigen Pfandhause Nachforschung angestellt. Dabei wurden auch die verletzten Uhren einer Untersuchung unterworfen. Es zeigte sich sogleich, daß die verletzten Uhren nicht alle vorhanden waren, es fehlten 500 Uhren. (Das Pfandhaus scheint damals geklüßt zu haben.) Der Diener wurde verhaftet, eine genaue Untersuchung wurde angestellt. Da zeigte sich, daß 2112 Uhren, 1407 Oberstücke, 923 Hosen und 91 andere Kleidungsstücke fehlten, zusammen 4584 Pfänder, auf welche 19 302 Gulden dargeliehen waren und daß 825 Gulden Zinsen von diesem Darlehenskapital rückständig waren. Wie war das zugegangen?

Philipp S., früher Schneider, auch Tanzmeister, von 1841—1852 Laternenwärter, war von 1852 an als Nachfolger seines Vaters Armenkommissions- und Pfandhausdiener, als solcher auch beauftragt, unter der Aufsicht der beiden Pfandhausbeamten die Aufbewahrung und Herausgabe der Pfänder zu besorgen, also die Pfänder nach der geschehenen Taxation mit Marken zu versehen, in die Lagerszimmer zu bringen und geordnet aufzubewahren und dann, wenn sie ausgelöst wurden, aufzufuchen und den Leuten einzuhändigen. Er hatte sich hierin eine gewisse Gewandtheit angeeignet, und die vorgelegten Beamten sowie der Taxator verließen sich auf ihn in der Meinung, es mit einem, wenn auch nicht gerade treuen, so doch ungefährlichen, geistig beschränkten und sich vor ihrer Aufsicht und Buchführung scheuenden Menschen zu tun zu haben. Trotz wiederholter Veruntreuungen wurde S., nachdem er Verweise und Drohungen über sich hatte ergehen lassen, in Gnaden beibehalten, dadurch aber nur in seinen Diebereien bestärkt. Diese Diebereien trieb er von Anfang an zuerst im kleinen und allein, dann unter der Beihilfe seines Sohnes Louis und seiner Tochter Johannette sowie einiger Weibspersonen, in einer wahrhaft großartigen und geschäftsmäßigen Weise. Er nahm Pfänder, die er auslösen sollte, heraus und steckte das Geld ein, die Pfandscheine bewahrte er auf und prolongierte sie von Zeit zu Zeit. Seine silberne Uhr ließ er durch Dritte versehen, erhielt das Geld, nahm sie wieder vom Lager zu sich, prolongierte den Schein und ver setzte die Uhr immer wieder, im ganzen 64 mal. Später schaffte er sich zu diesem Geschäft noch vier Uhren an. Sie wurden nicht

in das L
hingetrag
und Geld
Dasselbe
dungsstü
ganze M
Prolong
Bei der
wurden
scheine g
alles rid
auftrage
ten um
geriet in
beamten
hatten z
ihnen un
Am 16.
Schwurg
urteilt,
haus, se
das Pfa
Duro
Februar
vollzoge
noch ein
Nach
lofen in
jahr vor
folge n
Galskra
30. Ma
seiner D
Staatsr
Kreisra
eine sei
niederla
Bürger,
Stadt u
der Tei
studieren
Sch
dieses J
Preußen
Schlesn
Hessen,
und die
lich auf
es, daß
einmal
sand. I
mittelb
angren;
Grenze
war, li
gung g
seiner S
Der K
Das
Denken
Je edl
wegt
Bahnen
das Ze
lebens.

in das Lager gelegt, sondern nur scheinbar hingetragen und in die Tasche gesteckt; Uhr und Geld wurden mit nach Hause genommen. Dasselbe Spiel trieb er mit seinen Kleidungsstücken unzähligemal und erhielt so eine ganze Menge von Pfandscheinen, über deren Prolongierung er ein Register führen mußte. Bei der Haussuchung in seiner Wohnung wurden 2500 und später noch 1693 Pfandscheine gefunden. In den Pfandbüchern stand alles richtig, aber die mit der Aufsicht Beauftragten hatten sich nie oder nur sehr selten um das Lager bekümmert. Die Stadt geriet in große Aufregung, die Pfandhausbeamten wurden ihres Dienstes entlassen, sie hatten zu vertrauensselig dem Manne, der ihnen ungefährlich erschien, alles überlassen. Am 16. Juni wurde Philipp S. von dem Schwurgerichte zu 8 Jahren Zuchthaus verurteilt, sein Sohn L. bekam 5 Jahre Zuchthaus, seine Tochter 3 Monate Gefängnis, das Pfandhaus wurde vorläufig aufgehoben.

Durch Allerhöchste Verfügung vom 16. Februar wurde die Aufhebung der Zünfte vollzogen. (Die Zünfte hatten zuletzt nur noch ein Scheindasein geführt.)

Nach einem gelinden, fast ganz schneelosen Winter war die Witterung im Frühjahr vorherrschend trocken und sehr rauh, die Folge war eine Menge von Lungen- und Halskrankheiten, auch von Sterbefällen. Am 30. Mai starb drei Tage nach dem Tode seiner Frau der eben erst zum Mitglied des Staatsrates ernannte Provinzialdirektor und Kreisrat Friedrich August Kückler, während eine seiner Töchter fast hoffnungslos darniederlag. Seiner Beerdigung wohnten viele Bürger, Beamte, Geistliche, Lehrer aus der Stadt und Umgebung bei. Unter der Schar der Teilnehmer befand sich der damals hier studierende Prinz Wilhelm von Hessen.

Schwere Wetterwolken zogen im Mai dieses Jahres am politischen Himmel herauf. Preußen und Oesterreich konnten sich über Schleswig-Holstein nicht einigen, Sachsen, Hessen, Hannover, Kurhessen und Nassau und die süddeutschen Staaten traten bekanntlich auf die Seite Oesterreichs, und so kam es, daß sich das Großherzogtum Hessen auf einmal im Kriegszustande mit Preußen befand. Daß das für die Stadt Gießen, die unmittelbar an den preussischen Kreis Wezlar angrenzt und nur eine Stunde von der Grenze entfernt liegt, besonders bedrohlich war, liegt auf der Hand; Angst und Aufregung griffen deshalb schon im Mai in unserer Stadt um sich.)

(Fortsetzung folgt.)

Der Krieg und die deutsche Sprache.

Daß die Sprache der Ausdruck unseres Denkens ist, ist jedem unter uns geläufig. Je edler die Sprache ist, um so mehr bewegt sich auch das Denken in geordneten Bahnen, und unedle, unfeine Sprache ist nicht das Zeichen eines reinen und reichen Geisteslebens. Selbstverständlich verstehen wir un-

ter einer edlen Sprache nicht das affektierte, gekünstelte Sprechen, das man an eitlen Menschen wahrnimmt, die Häufung von Fremdwörtern und blumenreichen Wendungen, die geschraubte Satzkonstruktion, die Art, die bei der Besprechung einfacher Vorkommnisse des täglichen Lebens den Stil einer Thronrede oder einer anderen feierlichen Proklamation anwendet. Der klar denkende, über eine gute Schulbildung verfügende Deutsche wird sich auch in klarer, einfacher Weise ausdrücken, wird die Sprache sprechen, die vor ihm Luther, Lessing, Goethe, Schiller und die anderen Großen im Reiche des deutschen Geistes gesprochen haben. Den Ton der Gasse anzuwenden, dazu wird ein solcher Mensch sich zu gut halten.

Nun gibt es ja viele Kreise in unserem Volke, die sich in mancherlei Beziehung von der Schriftsprache losgemacht haben und ihre eigene Sprache reden. Bekannt ist das Rothwelsch der Gauner; hierüber hat Professor Dr. Günther in Gießen interessante Untersuchungen angestellt und seine Ergebnisse in den „Hessischen Blättern für Volkskunde“ veröffentlicht. Auch ehrliche Leute, so die oberhessischen Maurer, sprechen, wenn sie sich unter Berufsgenossen befinden, ihre eigene Sprache. Auch hierüber gibt uns die genannte Zeitschrift aus der Feder des Lehrers Heinrich Weber in Reuters sachkundige Aufklärung. Vor allen Dingen ist es die Jugend, die sich mitunter eine besondere Art der Rede gestaltet. Wir denken da vornehmlich an die Studenten- und Soldatensprache. Der Student hat kein Zimmer, sondern eine Bude, er wohnt nicht bei einem Bürger, sondern bei einem Philister, er macht nicht sein Examen, sondern er baut es, er nennt seinen Vater seinen alten Herrn. Ähnlich steht es mit der Soldatensprache! Der Infanterist trägt keinen Tornister, sondern einen Affen auf dem Rücken. Das Gewehr nennt er die Anarre, den Helm die Dunsstiepe. Den Verwaltung des Militärarresthauses in Mainz nannten die Soldaten früher in pietätvoller Weise den Vater Philipp. Der Rekrut ist der Hammel, der im zweiten oder dritten Jahre dienende trägt den Ehrentitel eines alten Knochens. Wird ein Kamerad gefangen genommen, so heißt es: die Franzosen haben ihn geschnappt.

Alles hat seine Zeit, auch die Art, sich in jugendlicher Weise auszudrücken, aber es darf ein ganzes Volk, zumal in ernster, schwerer Zeit, seine Sprache nicht unedel werden lassen. Wir sind jetzt auf dem besten Wege hierzu. Wir brauchen zunächst jetzt Worte, die früher unserem Sprachschatze nie angehört haben. Tausendmal gebrauchen wir das Wort „durchhalten“. Wenn auch Goethe, wie Jakob Grimm in seinem berühmten Wörterbuche nachweist, dieses Wort zweimal angewendet hat, so ist es doch nicht zu einem Worte geworden, das sich in der deutschen Sprache Daseinsberechtigung erworben hat, es ist vielmehr ein spezifisch Berliner Ausdruck. Man mag die Vorzüge des Berliner

Wesens anerkennen, aber zu unseren Lehrmeistern auf dem Gebiete der deutschen Sprache können und dürfen wir die Berliner nimmermehr machen. Wie viel schöner, edler und sprachlich richtiger als „durchhalten“ ist doch „aushalten“ oder „ausharren“ und „beharren“! Die letztgenannten beiden Worte finden wir doch auch in der Lutherbibel. Luther, der Schöpfer der neuen deutschen Sprache, ist auch heute noch der beste deutsche Sprachmeister. Von den Berlinern haben wir Mitteldeutsche gelernt, in völlig unkorrekter Weise von den „Jungens“ zu reden. Lernen wir in dieser Beziehung weiter, so werden wir auch bald sagen: die „Damens“. Anstatt daß wir ein Bild für künstlerisch vollendet „halten“, „finden“ wir es vortrefflich. Erregt eine Sache unsere Heiterkeit, so sagen wir: das ist zum Schießen. Schrecklich ist mitunter das Kaufmanns- und Behördendeutsch. Wer hat in Geschäftsbriefen nicht schon die Wendung gelesen: „ich komme mit nächstem nach dorten“ oder „Ohne mehr für heute zeichne hochachtungsvoll“? Auf den Schreibstuben unserer Behörden läßt man nicht davon, das „diesseitige“ Schreiben zu erwähnen. Viel einfacher und richtiger wäre doch zu sagen: unser Schreiben.

Drei Worte, die entschieden unedler und unschöner Art sind, hat der Krieg leider zum Gemeingut unseres Volkes gemacht. Das ist zunächst das Wort „Hamsterer“. Woher es stammt, weiß ich nicht, unschön aber ist es auf alle Fälle; denn es will beschimpfen und herabsetzen. Sehr übler Natur sind die Worte „Flaumacher“ und „Mießmacher“, man versteht darunter Menschen, die, ohne Grund dazu zu haben, die militärische und wirtschaftliche Lage unseres Volkes als schwierig ansehen und in diesem Sinne auch auf andere einwirken. Diese beiden Worte stammen aus der Berliner Börsensprache. Daß man aber an der Börse im Geschäftsdrang und in der Aufregung über das Steigen und Fallen der Kurse gerade das beste Deutsch spricht, wird niemand behaupten.

Es wäre erfreulich, wenn jeder unter uns sich vornehmen würde, diese drei im Krieg Gemeingut gewordenen Worte nicht mehr zu gebrauchen. Menschen, die den Mut verlieren, kann man — auch wieder mit der Lutherbibel — viel besser bezeichnen als Kleinmütige, Verzagte, Schwache. Wir leben in einer ernsten, aber immerhin großen Zeit. Wenn ein Volk mit Ausbietung aller Kräfte um die Erhaltung seiner heiligsten Güter ringt, so ist das eine große Zeit. Die große Zeit darf keine kleine, unedle Sprache finden.

Unglaublicher Leichtsin.

Dem Organ des Deutschen Evangelischen Volksbundes „Kreuz und Kraft“ entnehmen

Verantwortlich: Pfarrer Bechtolsheimer. Druck und Verlag der Brühl'schen Universitäts-Buch- und Steindruckerei R. Lange, Gießen.

wir folgende Schilderung unerhörter Vorgänge bei einer Aufführung zum Besten der Ludendorffspende in Düsseldorf: „Die Masken“, eine vom Düsseldorfer Schauspielhaus herausgegebene Zeitschrift, schreiben: „Die stärkste und die darum gefährlichste Macht, die sich das Theater dienstbar zu machen sucht, ist der rigorose, urteilsfälschende Nationalismus, der sich seit dem Kriege auf nahezu allen Gebieten breit macht.“

Das „Düsseldorfer Sonntagsblatt“ bemerkt dazu: „Von Nationalismus war auch nicht der letzte Rest zu spüren, als man zu Ehren der Gefallenen, zur Bekämpfung bitterer Not in den Häusern der Trauernden einen Schwanf-, Tanz- und Possen-Abend in der städtischen Tonhalle veranstaltete. Das Unerhörte geschah: Man führte, nachdem man die Anwesenden gebeten, recht lustig zu sein, „Don Juan in der Falle“ auf. Dann geleitete man das Volk in die anarchische Verbrechervelt unserer Erbfeinde im Westen hinab, als ob, mitten im Kriege, eine engere, internationale Verbrüderung mit dem Auswurf der Menschheit erwünscht wäre. Dem einleitenden Hallunkentniff entsprach die Ausführung. Die Ernsteren unter den Hörern pakte ein Grauen, Jubel und Zuchhe herrschte bei den anderen. Der brausende Beifallsturm hieß, in Worte gekleidet: „Heil dem Gemeinen, Tod dem Edlen und Reinen.“ Das war der Schrei zu Ehren der Gefallenen, die Geleitworte bei der Spende für ihre Witwen und Waisen.“

Hat denn niemand den Mut, gegen derartige himmelschreiende Zustände aufzutreten? Wenn wir alle den festen Willen haben, uns derartiges nicht bieten zu lassen, und dagegen Front machen, dann könnten wir wenigstens derartige schlimmste Ausschreitungen vermeiden.

Kirchliche Anzeigen.

Sonntag den 15. September (16. n. Trin.).

Gottesdienst.

In der Stadtkirche. Vormittags 8 Uhr, zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Matthäusgemeinde. Pfarrer Mahr. — Vormittags 9 1/2 Uhr: Pfarrer Schwabe. — Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Markusgemeinde. Pfarrer Schwabe.

In der Johanneskirche. Vormittags 8 Uhr, zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Lukasgemeinde. Pfarrer Bechtolsheimer. — Vormittags 9 1/2 Uhr: Pfarrer Ausfeld. — Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Johannesgemeinde. Pfarrer Ausfeld. — Abends 8 Uhr: Bibelbesprechung im Johannessaal. — Mittwoch den 18. September, abends 8 Uhr: Kriegsbetsunde. Pfarrer Bechtolsheimer.

Gen
Nr.
1. Br
B
der h
heit
desto
wir fr
aller
überfl
den i
nißt
wohl,
einen
dieser
Kleide
ses ge
ben z
mehr
uns d
schließ
mehr
lassen
und
ten si
den E
imme
D
ten fr
werde
nügfa
rung
gibt,
die er
schen
Stum
irdisch
himm
redhte
Leben
unser
lichen
Di
M
von
von
Orter
einqu
lar.
Gold
mard